

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

264 (12.11.1932) Unterhaltung und Wissen

Wunderkulturgang und Willen

Fahrt durch Marokko

Langsam nähern wir uns Udišda, der Grenzstation zwischen Algerien und Marokko. Niemand hätte geglaubt, daß zwischen diesen beiden Teilen der französischen Kolonien in Nordafrika ein weiterer Unterschied bestehen würde, als daß Algerien schon hundertjährige Kolonie Frankreichs ist, während sich Marokko noch eine Scheinselfständigkeit als Protektorat erhalten hat. Jedoch wir haben uns geirrt. Die Grenzkontrolle ist eher noch schärfer als zwischen zwei gänzlich fremden Nationen. Alle Passagiere müssen mit ihrem Gepäck aus dem Zuge heraus und in die lange Halle des neuen Bahnhofsgebäudes einströmen, wo sie strengstens kontrolliert werden. Nicht nur nach zollpflichtigen Sachen, sondern auch die Bälle werden genau nachgesehen. Besonders für Deutsche ist es ja heute noch sehr schwer, in das französische Schutzherrschaftsgebiet von Marokko hineinzukommen. Man hat die Interessenpolitik des Deutschen Reichs und des Kaiserlichen Wilhelm II. nicht vergessen. Deshalb findet man noch immer, daß selbst harmlose Touristen nur in das Land bringen könnten. Man braucht deshalb besonders Empfehlungen, um überhaupt ein Visum für Marokko zu bekommen, und dann hat es auch nur für ganz kurze Zeit Gültigkeit.

Nachdem man alle Kontrollen mühselig überstanden hat, will man sich am Bahnhofsgebäude mit einem Eiswasser erfrischen. Aber, ach, es gibt keine Eiswasserflaschen, als wir mit allergrößter Mühe beschaffen wollen. Front ist Front, hatten wir gedacht und weiter gar nicht auf die Luft geachtet. Aber Marokko hat neben der Feuer- und Jolligkeit auch noch eine eigene Währung, und so müssen wir schnell unseren Barbestand in diesen französischen Schein, aber mit etwas anderem Ausdruck umwandeln. Wahrscheinlich unterstützt Frankreich all diese Neuhebungen einer scheinbaren Unabhängigkeit des Landes, um dahinter um so besser seine eigenen Ausbeutungsgelüste zu verbergen. Es ist ja noch gar nicht so lange her, seitdem Frankreich gerade in Udišda ohne jeden Grund mit seinen Soldaten eingedrungen ist, nur um sich den Weg nach dem Inneren von Marokko und nach der Afrikanischen Küste zu sichern. Heute zeigt sich gerade an dieser Grenzstation, die inwischen geistliche Sicherheit Kolonialarabien Frankreichs, die in Europa nur wenig Beachtung gefunden hat. Neben dem sauberen, weißputzigen Stationsgebäude stehen ausgedehnte Lagerhallen, breite Autostraßen und Blumenbeete vor dem Bahnhof. Ein Hotel zeigt eine elegante Fassade, und dahinter liegen noch viele kleine Villen verstreut in bunten Gärten. Soldaten lagern herum: Fremdenlegionäre, Sahabis und reguläre französische Truppen. Aber bis zum Eingangsportal ist es weit. Nur hinten in der Ferne ist ein aus dem niedrigen Häusermeer das höchste Minarett einer Moschee empor.

Nach längerem Aufenthalt fährt der Zug auf der gerade fertig gewordenen Normalspurtrasse weiter. Die neuen Geleise, die von Legionären und Eingeborenen in Zwangsarbeit errichtet worden sind, führen durch eine weite, öde Steppe. Die Luft stümmelt unter der erbornungslosen Sonne. Der Boden ist ausgetrocknet. Niemand

bestellt diese harte, braune Erde. Nur so ein paar fischliche Grabschiffe stehen, weiden magere Viehherden. Sie werden von den Nomaden gehalten, deren schwarze Zelte wie verloren auf der tertiären Ebene liegen. Unter diesen wandernden Familien befinden sich heute viele, die früher gute Lehmbäuer in fruchtbaren Tälern hatten. Nachdem aber ihr Hab und Gut im Kampfe gegen die einmarschierenden Franzosen zerstört worden ist, ihren Vieh mit dem, was ihnen geblieben ist, von Futterplatz zu Futterplatz, als sich unter die Fremdherrschaft zu ducken. Und dieses Volk ist immer unterwegs. Auch in der vierten Klasse unseres Zuges, wo weder Glasfenster noch Sitzgelegenheiten sind, tauchen sie ergeben auf dem Boden und warten auf ihr festes Ziel. Die Frauen haben selbst noch ihren Kopf in weiße Tücher gehüllt, und irgendwo herum, noch am warmen Mutterkörper ruhend, sitzen kleine Kinder. Die Männer sitzen auf dem umfangreichen Gepäck und halten pflichterfüllt ernsthaft Gespräche. Auch sie sind in weiße, lange Decken gehüllt und sit nur an dem riesigen Dack und der großen Redertische, die sie umhängen haben, zu erkennen.

An einer verlassen Station kommt dieses friedliche Bild plötzlich in heftiger Erregung. Pralle Säde und bis zum Wogen gefüllte Wäffelschüssel fliegen durch die Fenster. Schon gearbeitete kupferne Teetabietts fliegen auf den Boden. Die Schaffner schreien zur Eile, und befristet kommen die letzten aus dem Wagen getreten. Teetische, Brotplanzen, Brote und Melonen in ihren Armen balancierend. Das war eine moderne Sippe, die es sehr eilig gehabt haben muß. Ihre Brüder reiten auf Eseln und Kamelen über die Steppe.

Stolz ist noch immer ihre Haltung, wenn sie auf der nur durch Zufritte erkennbaren Karawansenstraße daherschreiten. Frei und rhythmisch schaukeln die Schiffe der Wüste ohne Beschwern durch Hitze und Staub, während die kleinen, trippelnden Esel dauernd von ihren Reitern mit Fußtritten angetrieben werden müssen. Menschen und Tiere aber rufen an den wenigen Brunnen, die am Wege liegen. Nur selten findet sich daneben auch der Luxus einer Baumgruppe, wo dann das letzte Stückchen Schatten noch umlumpft wird. Wie ein Fremdling gleitet der Zug durch diese heiße, glimmende Landschaft, und zum ersten Male erkennt der fremde Reisende das wahre Gesicht Afrikas. Eine fast ausgetrocknete Bachrinne mit ein paar Palmen wird zur Senation in dieser traurigen Umgebung, wo nur Schwach im fernem Dunst die Umrisse des Atlasgebirges erscheinen. Guter ist jetzt die letzte Station der Normalspurbahn. Von da aus schneidet nur noch eine schmalspurige Steinbahn in endlos langer Zeit, und fast nur zu Militärtransporten benutzt, nach der alten Hauptstadt Fez. Beim Aussteigen stürzen sich keine Araberjungen auf uns, die unbedingt keine Metallhämmer oder wenigstens Obst und Trinktöpfe verkaufen wollen. Es ist eine lustige Bande, die sich um jeden Kunden rauf und uns die lange Zeit vertürzt, die wir auf die Ankunft des Autobus warten müssen, der uns von hier aus weiterbringen soll. Zum Glück weht jetzt auch ein leiser Wind vom Meere her nach dem Gebirge zu, so daß dieses Warten auf einer erträglichen Lebung für die Haupttugend des Orients wird: niemals, ungeduldig zu werden und die Eile als eine Sünde des Teufels zu betrachten. Karl Moeller.

riesigen graublauen Quadern zersellen, als wären sie aus Lindenholz. Tausend Schläge am Tage, das sind 20000 Pfund 2 Meter hoch gehoben oder täglich 200 Zentner hochgestemmt. Im Sommer sind Felsboden und -wände heiß wie eine Ofenplatte und im Winter kalt wie Eis.

Leider haben die Rammelsbacher Sozialdemokraten ein nicht gerade vorbildlich veraltetes Erbe von ihren bürgerlichen Vorgängern — Bauern, Geschäftsleuten und konfessionell orientierten Arbeitervertretern — übernommen. Der Steinbruch ist seinerzeit an den bayerischen Staat und an die Reichseisenbahn verpachtet worden und wird von einer gemischten Steinbruch-G. m. b. H. industriell ausgebeutet. Das für Bürgerliche andere Gesichtspunkte maßgebend lautet ein: desgleichen, daß für eine bürgerliche Gemeindeverwaltung auch sonst die Dinge sich „einfacher“ abspielen; man hat in diesen Schichten wenige Sorgen um die Beschaffung von Geldern für soziale Zwecke. Die Sozialdemokraten übernehmen einen ungünstigen Vertrag und ein Vakuum an sozialen Einrichtungen, noch dazu in einer wirtschaftlich ungünstigen Periode. Dennoch schuf eine gewissenhafte, vorbildliche Verwaltung in einem Jahrzehnt ein Gemeinwesen, in dem sich jeder in den Grenzen des Gegebenen ein menschenwürdiges Dasein aufbauen konnte. Jede neue Wahl hat diese Leistung erneut anerkannt. Nicht fruchtlose Agitation, nicht Scharlatanerie und bunte Versprechungen haben ein solches Vertrauensvolum bewirkt, sondern gewissenhafte Arbeit im Interesse der Arbeitnehmer und des Gemeinwohlens, weitwauende Fürsorge, kluge, sachliche Verwaltungsarbeit, kurz: positive, fruchtbare Leistung. Die Rammelsbacher Gemeinde war im letzten Jahrzehnt bahnbrechend in der Errichtung von Wohnhäusern. Die Beseitigung des furchtbaren Wohnungsleides, an dem die bürgerlichen Vorgänger vergeblich herumgedokkelt hatten, war eine Angelegenheit weniger Jahre. Die „Kritik“ bürgerlicher und nationalsozialistischer Schreiber — „Das Lumpenvolk braucht keine so schönen Wohnungen; die, diese Häuser bauen, gehören an den Galgen!“ — ist ebenso bezügelnd für die hübsche soziale Gefinnung jener wie für die Arbeit der Verwaltung. Die verkommenen Straßen wurden ausgebaut, Schulplätzen eingerichtet; eine gemeindliche Säuglingspflege, die Unterbringung der Schulkinder in Ferien- und Erholungsheimen wurde organisiert, die unentgeltliche Abgabe von Schularbeiten, die unentgeltliche Leichenbestattung durchgeführt, eine Haushaltungsschule für junge Mädchen errichtet. Neben diesen und vielen anderen sozialen Verwaltungsmaßnahmen vertritt die rote Gemeindeverwaltung verantwortungsvoll die Gemeinde in ihrem Vertragsverhältnis zu den industriellen Verwertern des Steinbruchs. Es war eine Reue für die bürgerlichen Vorgänger wie auch für die Steinbruchunternehmer, daß es sich nun plötzlich nicht nur um Pachtzinslinge und dergleichen handelte, sondern auch um günstige Arbeitsbedingungen für die im Betrieb Arbeitenden. Die früher übliche Ausbeutung der jugendlichen und weiblichen Arbeitskräfte wurde beseitigt, und die Lohn- und Arbeitsverhältnisse erfuhren eine so günstige Gestaltung, wie sie im Rahmen der privatrechtlichen Ordnung überhaupt erreichbar war. Die roten Steinbrecher haben bewiesen, daß sie nicht nur Metaphyr spalten, sondern auch regieren können. H. E.

Brot aus Steinen

Weit hinten in der Pfalz liegt ein kleines Dorf, dessen Namen jeder Arbeiter ebenso kennen sollte wie den des „roten Wien“: das „rote Steinbrecherdorf“ Rammelsbach. Es ist in kleinem Maßstab das, was das „rote Wien“ ist: ein Musterbeispiel sozialdemokratischer Verwaltungsarbeit. Nicht selbst hat der „Propaganda des roten Wien“, Aulbold Stern, auf Rammelsbach aufmerksam gemacht, als ich ihn in der Rheinpfalz auf einer seiner Vortragsreisen traf. „Fahren Sie doch einmal nach Rammelsbach und sehen Sie sich an, was da geleistet wird! Wir österrheinishen Sozialdemokraten sind stolz auf unser „rotes Wien“; ihr deutsches könnt nicht weniger stolz sein auf das rote Steinbrecherdorf Rammelsbach!“

Und ich fuhr die Pariser Straße über Kaiserlautern in den pfälzischen Bezirk. Kurz vor der Saar Grenze geht ein Zweigbändchen nach Norden ab in das schmale Glantal. Festliche Hegetruden tauchen auf, Steinbrüche, Schotterhöfchen, in Granitklaub gehüllt, präselnd, donnernd und türschend. Dann türmt sich ein grauaniges Felslager in Terrassen übereinander. Dahinter liegt an einem Hügel das rote Steinbrecherdorf

Rammelsbach mit seinem berühmten Metaphyrbruch. Der Bruch gehört der Gemeinde, die in dem Bruch arbeitet und von ihm lebt. Diese Gemeinde hat eine sozialdemokratische Mehrheit und wird seit 12 Jahren von einem sozialdemokratischen Gemeinderat und Bürgermeister verwaltet. Seit 12 Jahren hat jede neue Wahl trotz widester Angriffe von ultrarights bis ultrarights die Leistung dieser Verwaltung bestätigt. Der Rammelsbacher Metaphyrbruch oder Metaphyrbruch ist einer der größten Deutschlands. Er liefert Metaphyr, Baden, das Saargebiet, Rheinland, Westfalen, Schwyz, Holland und große Teile des deutschen Eisenbahnnetzes mit Schotter. In Berlin sind ganze Straßenbahnen, in München ist der Frauenplatz mit dem barten, glatten, widerstandsfähigen Material von Rammelsbach befestigt. 20000 Tonnent Pflastersteine, Schotter, Kleinschlag, Packtagesteine, Splitt, Grus und Sand brechen die Glantaler alljährlich aus ihren Brüchen.

Dieses Brechen ist keine leichte Arbeit, und die Rammelsbacher Steinbrecher wissen, was Arbeit ist, und wofür sie ihr Brot essen 20 Pfund wiegt so ein Knüttel, mit dem die Knüttelschläger die

mal im Stich. Er raffte sich von seiner Bant auf und ging langsam und etwas besserer Laune nach Scae Zell Bism zurück. Gleichzeitig erhob sich von der Nachbarbant ein Mann in fremdartigen Kleidern und folgte ihm.

Neuntes Kapitel.

Sonntag.

Das erste, was Harold bei seinem Eintritt ins Zimmer in die Augen fiel, war Buddingtopfs gewaltiges Hinterteil. Es schien, obwohl es auch sonst genug Auffälliges zu sehen gab, den ganzen Raum zu beherrschen. Harold stand und staunte. Buddingtopf lag zusammengerückt auf seinem Bett, dieses alberne Stück seiner Persönlichkeit konnte also leicht in die Höhe ragen und schien zu einem seelenlosen idiotischen Gesicht geworden zu sein, das durch irgendeine furchterliche Katastrophe die Fähigkeit erreicht hatte, Entsetzen auszudrücken, was ihnen zum Teil auch gelang.

Buddingtopfs Hände waren auf den Rücken gebunden, seine verkrampften Finger bildeten förmlich Franzen über der aufgeregten Masse, wodurch der groteske Eindruck nur noch verstärkt wurde. Dann hob er sich mit einem krampfhaften Ruck auf die Knie. Sein Kopf steckte in einem grünen Flanellstückchen (aus Harold's Besitz), das an seinem Hals befestigt war. Und an der Stelle, wo sich Buddingtopfs Mund befinden mußte, war ihm um den Kopf ein weißes Taschentuch gebunden, das wie ein riesiges, erbarungsloses Grinsen auf seinem grünen Flanellgesicht wirkte. Es war Victor Hugos „Homme qui rit“, der hier in Grün zum Leben gekommen war. Ein äußerst verblüffender Anblick für den ahnungslosen Betrachter! (Fortsetzung folgt.)

Die Verheiratete Woche

ROMAN VON C.F. FORESTER

Deutsche Rechte Th. Kaaser Nachl., Verlag, Berlin.

(22. Fortsetzung.)

Als Harold nach der Straße auf der anderen Seite des Parks gekommen war, wandte er sich um und sah zurück, welchen Weg das geliebte Bettrennen genommen hatte. Er konnte sogar zwei Ginsterbüschel über die er gesprungen war, wiedererkennen und wunderte sich nicht ohne eine kleine Eitelkeit, daß er fünf genug gewesen war, hinüberzukommen. Und dann sah er auch noch etwas anderes. Fünfzig Meter hinter ihm schanderte der Mann, dessen Kleidung einen fremdartigen Anstrich hatte. Harold erinnerte sich dunkel, ihn eben erst in der Scae Zell-Straße gesehen zu haben, aber sein Anblick machte auch jetzt weiter keinen tiefen Eindruck auf ihn.

Dann kam er in die Ashfordstraße und beschleunigte im Vorgefühl der kommenden Freude seine Schritte. Er klopfte an die Tür und wartete voll Angst, aber auch voll Glück.

Ach, Harold, Harold! Ein Zerberus in Gestalt von Frau Tilling öffnete die Tür und lärgte sich, kaum daß es gefahren war, mit wildem Keifen auf ihn. Harold stand zitternd und verzagt diesem plötzlichen Angriff gegenüber. Nein, er konnte Marjorie nicht leben, und wenn es auf Frau Tilling ankäme, so würde er sie überhaupt nie mehr zu sehen bekommen. Sie lag zu Bett, ganzlich erschöpft und mit einem gräßlichen Schnupfen — das hatte man davon, wenn man mit einem Kerl, der wirklich vernünftiger sein könnte, drauhen auf dem Land herumliefe und dann noch Autofahrten unternahm, was überhaupt nur im Zusammenhang mit den ärgsten Greueln und

Laßtern stehen konnte. Harold war unzweifelhaft ein niedriger Verführer und ein Schnupfenverleiher obendrein; und da hatte er noch die Frechheit und kam auf Besuch mit seinem blauen Auge, das allein schon zur Genüge bewies, was für eine Sorte Mensch er sei. Was ihm nicht einfiel! (Das bezog sich auf Harold's schüchternen Ansuchen, ob er nicht mit Frau Tilling als Gardebame, durch die Türpalste ein paar Worte zu Marjorie sagen dürfe). Also so einer war er! Er sollte sich aus dem Staube machen und nie wieder ihre Schwelle bestaunen. Frau Tilling war wie trunken in ihrem uneingeschränkten Machtgefühl und da Marjorie zu Bett lag, vollständig Herrin der Situation. Sie warf die Tür hinter Harold zu, und da stand er nun zwei Minuten auf einem Fuß, stieg weitere zwei Sekunden auf den anderen und zog sich darauf widerstrebend zurück. Die Welt war auf einmal ein düsterer und unglückseliger Aufenthalt geworden.

An der Ecke der Ashfordstraße band der fremde Herr sich sein Schutzhand und hörte erst damit auf, als Harold hinter ihm auf den Park zuschritt, aber auch das machte wiederum keinen besonderen Eindruck auf Harold. Er hatte, um die Wahrheit zu gestehen, vollkommen vergessen, daß er den Preis eines Königreiches auf seinem Rücken verdeckt trug; seine Gedanken beschäftigten sich ausschließlich mit einem kleinen Wädel.

Er kam auf seinem traurigen Weg zu der Bank, auf der er — Herrgott, das waren ja erst zwei Tage her, ihm schienen es viel eher zwei Jahre — auf der er das verhängnisvolle Versprechen gegeben hatte, mit Marjorie eine Landpartie zu machen. Er setzte sich auf diese Bank und verbrachte eine feierliche halbe Stunde damit, sich noch unglücklicher zu fühlen, als er ohnehin schon war. Eine ungeheure Müdigkeit bemächtigte sich seiner; sein Kopf schmerzte vom langen

Liegen im Bett und den vorhergegangenen Aufregungen. Er konnte Marjorie nicht sehen. Er konnte nicht in den Klub gehen. Er war gereizt und geörgert. Wußte nicht, was anfangen. Was macht ein junger Mann, wenn ein Wüterich von einem Wächter ihn nicht zu seiner Herzensdame gelangen läßt? Eine Situation, von der in ein oder zwei der wenigen Romane, die Harold je gelesen hatte, viel die Rede gewesen war. Aber in diesen Romanen war der junge Mann immer im Besitze einiger glücklicher Eigenschaften gewesen, die Harold vollständig abgingen. Er holte entweder jemand aus einem brennenden Haus heraus, oder er rettete im entscheidenden Augenblick das Vermögen des bösen Wüterichs, oder er entpuppte sich am Ende gar als ein Herzog, O Gott, und was hatte Harold dagegen zu bieten! Er entschloß sich, Marjorie zu schreiben.

Aber ganz abgesehen von der ihm angeborenen Unfähigkeit, Briefe zu schreiben, und seiner vollständigen Ahnungslosigkeit, was die Kunst der Liebesbriefe betrifft, war es doch mehr als wahrscheinlich, daß Frau Tilling Marjories Korrespondenz öffnen würde. Hatte sie ein Recht dazu? Harold wußte es nicht. Wie alt war Marjorie? Harold sah von seiner ersten Vermutung, daß sie erst sechzehn sei, ab und verwarf sie vernünftig zu denken. Nach mehreren Berechnungen — er mußte dabei mehr als drei Jahre zurückdenken — kam er zu der Ueberzeugung, daß sie mindestens einundzwanzig, wenn nicht gar zweiundzwanzig sein dürfte und also nach dem Gesetz ihr eigener Herr war. Harold konnte ihr schreiben und konnte (er hatte das dunkle Gefühl, daß sich das so gehörte) am Ende des Briefes Kreuze als Zeichen von Küßen malen. Er verzog seine natürliche Vorliebe; seine kaufmännische Erfahrung, die ihn sonst davor warnte, je etwas zu schreiben, das er später bereuen könnte, ließ ihn dies-